

**S**uchst du aus deiner Kindheit Märchen vor,  
Wie spigt der Junge jedem Wort das Ohr! —  
Und gibt er sie uns wieder, blickt im Strauch  
Ein eignes Knöpflein jedesmal heraus.  
Was ich von Tieren und von Pflanzen weiß,  
Erzähl' ich's ihm, mach' ich ihm die Backen heiß,  
Dann stellt er's milchlos im Vorübergehn  
Dem andern zu, das er schon selbst gesehn.  
Und reichen wir einmal nur Drabtgesecht,  
Ist selber das der Kindesseele recht.  
Um Ney auf Ney aus eigner Werbegrün  
Mit Blumenzweigen froh zu überblüh'n.  
So schenken wir, so werden wir beschenkt  
An jedem Tag, der sich herniederstent.

F. Avenarius.

## 47) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

— Wendel! lachte Anderson, Wendel — heut siehst Du den Agenten der Kennyonlinie zum letztenmal. Verstehst Du da, Junge? Einhunderttausend. Ich sage dir; Schweden — ja — mehr als hunderttausend Landsleute und Skandinaviere hab ich der Linie verschafft, und mehr als das — Passagiere und Einwanderer. . . . Dreißig Jahre lang, denk! Und was ist der Dank?

Er stolperte über seine eigenen Beine, und Helge sah jekt, daß er trotz der frühen Morgenstunde todbetrunken war.

— Siehst Du das? fuhr Anderson fort und zog die Belohnungsbuhr aus der Tasche. Du kennst es: dreißig Jahre im Dienst meiner Company. . . . Ja, Wendel, jekt werd ich Dir was erzählen. . . .

Er brachte sein aufgedunsenes, schnapstinkendes Gesicht dicht an das Wendels und flüsterte heiser:

— Heut nacht schieß ich mir eine Kugel vor den Kopf. Paß auf, was ich Dir sage: Du kriegst hundert Dollar, wenn Du mit mir in den Jackson Park gehst und nachher, wenn ich es getan habe, den Revolver fortnimmst.

Helge fuhr zurück.

— Still doch, Herr Andersson! Was ist das für ein unsinniges Geschwätz!

— Es ist gar kein unsinniges Geschwätz! — Und der Blick hinter den dicken, runden Gläsern starre verzweifelt nüchtern hervor. Es ist mir — Tod und Hölle — blutiger Ernst, Wendel! Ich habe Frau und Kinder; und ich bin in einer Lebensversicherung, für die ich noch vorige Woche die Prämie bezahlt habe. Wer mir den Dienst erweist und den Revolver fortnimmt heute nacht, bekommt meine Uhr; sie ist über hundert Dollar wert. Es soll aussehen wie ein Mord, verstehst Du; dann wird die Versicherung ausbezahlt. Na, Wendel, willst Du Deinem alten Chef den Dienst erweisen, was? Ich habe schon alles genau überlegt, die Stelle und alles übrige; es ist keinertei Mißo dabei. Heute nacht, im Nebel — ist — still — sag nichts. . . .

— Mr. Andersson, sagte Helge, indem er sich losmachte, ich will Ihre Worte nicht hören; ich habe sie nicht gehört. Aber ich reise heute abend aus dieser verfluchten Stadt ab und bin also heut nacht nicht mehr hier. . . . Leben Sie wohl!

Aber den Agenten hielt schon wieder der Rausch unnebelt. Er lächelte unsicher und murmelte etwas in seinen Bocksbart. Er hielt sich immer noch am Geländer und tastete mit der Hand in dem grauen Dunst umher. Helge hörte ihn mit sich selbst reden:

— Ich weiß einen — ich glaub, ich weiß einen Freund, der mir hilft. . . . er kriegt die Uhr dafür. . . .

Nach als er um die Ecke der Randolph Street bog, sah er den winkenden Schattenmüß Anderssons, eine Nebelgestalt im Nebel.

Helge sprang auf das Trittbrett des ersten vorübergleitenden Rabelwagens, und von hier aus sah er, an eine Dachstange festgeklammert, zum letztenmal die La Salle Street.

Es war eine seltsame, fast unwirkliche Wiedergabe der wichtigen Pulsader. Die Wolkenkräher waren schon bei der

sechsten und siebenten Fensterscheibe abgehauen, und die Gestalten auf den Trottoiren glichen Wolfenbalden. Das Börsegebäude im Hintergrunde schien zu schmelzen oder aus schmutzigem Schnee aufgeführt zu sein, der Schein der Nogenlampen durch die hohen Fenster brachte eine Wirkung wie von einem illuminierten Pappdeckelhaus hervor, so wie er sie auf dem Weihnachtsmarkt dabei auf dem Storkora gesehen hatte. Der Nebel dämpfte die Geräusche wie Watte, und die Tram-bahnsignale klangen wie die Läutbojen im Stattegatt. Es war, als hätte die Seereise schon begonnen.

Aber als er von hinten das Grand Pacific Hotel betrat, verschwand alle Traumillusion. Die Halle schwamm in einem Meer von Savannarauch, die Palmen sahen in dieser Atmosphäre aus wie Algen, und die Glaswölbung der Kuppel gab in hallendem Echo das Rauseln der Kassen, die Geräusche der Klinglein und Billardkugeln und die tausendstimmigen Raute von Stimmen, Schritten und Storkorgetriebe wieder. Unwillkürlich fiel ihm der Schneesturmtag vom vorigen Jahr mit seiner Stimmung von eingebeugtem Egoismus ein.

Da war Reuter.

Eben erst von einer Erholungsreise im Süden zurückgekehrt, erschien er auf der weißen Treppe der Luxusbar in glänzendem Zylinder, aufsitzendem Gehrock und tadelloser Kasiermesserbeinkleidern. Mit seiner frischen Athletenfarbe und dem gutmütigen, vierkantigen Lächeln geleitete er ein paar Damen in Sträußenseidern und Schneeboas hinüber zum Kokocafe. Die Musik spielte liebenswürdig den ihm gewidmeten Two-step: Der kluge König, und in den Ecken der Büffelleterdivane flüsterte man sich zu, daß Joe schon wieder mit dem Plan zu einem neuen Corner umgebe — Eier- und Buttermarkt.

So konnte man spielen, wenn man einen Goldpapa hatte.

Und aus dem Kasieralon, wo die Kunden auf die eingelegten Silber- und Goldmünzen des Hühbodens traten, kam der Portier, Mr. Stevens. Er hatte sich eben Siirhaare und Schnurrbart brennen lassen.

— Ha! sagte er, — der junge Mann von der Kennyonlinie! Wie gehts, wie stehts?

— Ausgezeichnet! erwiderte Wendel.

— Hören Sie mal, sagte Mr. Stevens und fühlte mit dem Zeigefinger nach, ob Haar und Schnurrbartwigen erkalte waren, hören Sie mal, Herr Wendel, Sie haben sich manchmal mit dem alten Morley unterhalten — was?

— Ja.

— Ja. Na also — heut nacht haben wir ihn tot aufgefunden. Trinken und ein Herzleiden. Und das Alter, natürlich. Aber was ich eigentlich sagen wollte — seltsam, weshalb der alte Narr überhaupt hier angestellt war; er tat doch keinen Nutzen! Ja, was ich sagen wollte — bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß er gar nicht Morley hieß, sondern Simpson, und Offizier in der Armee der Südstaaten gewesen ist — denken Sie sich! Guten Morgen, Herr Wendel!

Das Dachecho warf das Türknallen, die Orchesterklänge und das Gekurre zurück wie ein Balzwerk. In dieser Beleuchtung und diesem Wirrwarr des Ohrs konnte man nicht wissen, ob die Uhr über dem vergoldeten Gitterwerk des Kontors die zehnte Stunde des Tages oder der Nacht wies.

Mr. Roth sah an seinem Schreibtisch, die Füße gegen die Pultkante gestemmt, eine ausgehende Zigarre im linken Mundwinkel und ein Telegramm in der schlaff herniederhängenden Rechten. Oben in der Passagierabteilung klapperten die Schreibmaschinen, und vor den Fensterscheiben nach der Clark Street hinaus schien der Nebelvorhang wie durch eine Dampfmaschine angepreßt und festgeklebt zu werden. Die letzten Trümmerreste des alten Postgebäudes hoben sich aus der Dunstmasse wie Kalksteingräten in einem gigantischen Gelee. Helge hustete.

— Oh ja! sagte Mr. Roth.

Es war ein kurzer Abschied.

Er hatte am Tage zuvor die verschiedenen Freibillette erhalten und sich dafür bedankt. Die Redensarten, die noch übrig blieben, waren überflüssig.

Immerhin sagte Mr. Roth:

— Viel Glück, Wendel. Es tut mir leid, daß ich Sie verliere.

Und Selge antwortete:

— Auch ich werde Sie vermissen, Mr. Roth.

Da er ein Gefühl hatte, als müsse er noch etwas sagen, für das er keinen Ausdruck fand, so fiel ihm plötzlich der Abschied vom Vater ein, der Tag, an dem sie durch die Gassenstraßen zum Bahnhof gingen, und er gedacht hatte: wenn er jetzt bloß etwas sagen wollte, etwas, das direkt in mein Innerstes ginge . . . dann würden die Schienen sich öffnen und gleich einer frischen See meine Gefühle emporquellen. Aber jetzt, wie damals, schlug das rein physische Milieu der Gegenwart um den Augenblick zusammen wie gewöhnliches Wasser, und es kam zu nichts.

— Leben Sie wohl, Wendel! Und willkommen, wenn Sie wieder hierher zurückwenden!

Der Agent lächelte sein anziehendes, morgenländisches Lächeln, das nichts zu schaffen hatte mit diesem Lande, sondern ein Raffenertheil von Jahrhunderten war, unter dem aber Selge einen Augenblick lang sein Herz wie Wachs schmelzen fühlte.

— Leben Sie wohl, Mr. Roth! murmelte er. Und Dank

— Dank, daß Sie —

Den Rest verschluckte er.

Nebel. Nebel.

Alles schwamm in diesem wolkenähnlichen Fluidum, das mit jeder Stunde zunahm. Als er auf der Dearborn Station stand, bereit, in den Pullmanwagen einzusteigen, segelten Kloden von Nebel, vermischt mit Dampfdümpfen, unter das Dach der Halle herein. Und es war, als nähme er seinen letzten Abschied von Griff und Hannover mitten unter den Wolken und Nebelzügen der Alpenspitzen.

Der Zug bröhrte schrillend hinaus. Durch das Fenster sah er bloß eine unförmliche Rauchmasse; da und dort leuchteten rote Fackeln. Und vom Verkehr der Querstraßen her kam es im Takt mit dem Rollen der Räder. Jetzt war alles fort; da kam der Nezer mit dem Whiskytablett. Das Fenster zu! — Was war das Letzte?

Ja — was war das Letzte?

Das Letzte war, während die Wagen begannen, rhythmisch zwischen den Bufferstößen zusammenzudröhnen, zusammenzurollen, eine große Wolkenbanklinie mit drei riesigen Gasuhren. Unter ihnen hob sich phantastisch eine Lichttrampe ab. Es war ein unleserliches Reklameschild.

Nebel lag auf den Hängen der Pennsylvaniaberge, er schwebte über den fünf Seen und den kochenden Kesseln des Niagara, umhüllte die Stahlbrücke und lagerte in den Tälern der Lehing Valleys. Er folgte dem Expreszug bis in die Metropole, und als die Federn den letzten Stoß auf der Gilstrede Buffalo—New York aufgefangen hatten, und die Maschine gleich einem keuchenden und dampfenden Rennpferd unter der Glashalle stillstand, blinkten die langen Fensterreihen der Wagen in einem ozeanischen Nebel.

Aber trotz des dichten Nebels war es eine andere Stadt, mit ganz anderen Weiten und freierer und frischerer Luft als die, die Selge für immer hinter sich zurückgelassen hatte. Hier wülrte er in jedem Atemzug das Meer, wenn es auch nicht zu sehen war, und man konnte fast glauben, daß die rollenden Wogen um die niederen Sandinseln längs der Küste brandende GröÙe und Heimatrauschen von den Ufern jenseits brachten.

Am nächsten Morgen sollte der Dampfer abgehen. Wenn er wollte, konnte er sich schon heute abend einschiffen. Aber der Glanz des Broadway, den er seit fast zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte und der ihm vorkam wie die strahlenden Pariser Boulevards, von denen er immer gelesen hatte, hielt ihn gefangen. Er wanderte aufs Geratewohl umher; und als er in das Stadtviertel westlich von dem breiten Verkehrsstrich und nördlich von der Kanalkstraße gelangte, war es wirklich, als befände er sich in der Hauptstadt Europas. Ueberall las er französische Schilder und Namen: die Cafés und kleinen Weinrestaurants waren französisch eingerichtet. Auch die musikalische Sprache selbst klang ihm überall in die Ohren und mischte sich mit den babelzünftigen Dialekten der Metropole. Ihm war, als sähe er immer weniger von den eigentlichen Yankeeethpen.

Vielleicht war es unter dem Eindrud dieses Viertels, das den Namen Kleinparis führt, daß Selge plötzlich eine unbändige Lust verspürte, die Fanchettis wiederzusehen. Er hatte noch zwei Stunden Zeit, ehe er mit einem Herrn Seastrom souperieren sollte, dem einzigen Buchhalter des New Yorker

Routors, den er kannte, Angestellter in der Frachtabteilung, schwedischen Ursprungs. Bei Uebersendung der Freibillette an Mr. Roth waren ein paar maschinengeschriebene Zeilen beigefügt gewesen, als eine Art Höflichkeit, laut denen „unser Herr Seastrom Ihren Herrn Wendel bei seiner Ankunft zum Abendessen empfangen wird“.

Selge blieb stehen.

Sinter einem hohen Eisengitter erhob sich im Nebel eine Kirche, ein häßlicher, graugelber und braunroter Backsteinbau. Kleine Eisenkreuze und zerborstene Steine auf einem dreieckigen Friedhofsplatz, nicht größer als die Vorkhalle eines Wolkenträgers, schief und krumm, zwischen welchem Gras, das dünnen Binsen gleich. Hier lagen schichtweise die ersten Einwanderer. Es war die Church Street, und Wendel entkam sich einer Passage hinauf nach Chatham Square . . .

Der große Platz lag in rostrottem Dunst, und alle Laternen hatten Lichthöfe und Mondringe um ihre Flammen. Autos und Cabs kreuzten hin und her, im Lichtnebel zu Fabeltieren vergrößert. Auf einer der Schutzinseln stand eine elektrische Reklamesäule, ein achteckiger, unanfhörlieh sich drehender Turm, auf den von den vier Himmelsrichtungen her vier flammende Hände wiesen. In verschiedenfarbiger Transparenzschrift rollten sich hier langsam die Anzeigen der Abendbelustigungen und Vergnügenslokale auf, Reihe um Reihe aufleuchtend und wieder erlöschend, während die acht Seiten sich ganz sachte drehten. Selge hatte fast fünf Minuten hier gestanden, als er plötzlich ein kleines, violettes Eckquadrat mit orangegelben Lettern entdeckte. — Eldorado, Brooklyn, Fulton Street — las er. Und in der Mitte: Fanchetti Disters. Und darauf wieder: Eldorado, Brooklyn, Fulton Street.

Es war der letzte Abend in dem großen Land. Er war rasch entschlossen. Nichts konnte ihm besser passen zu seinem Abgang, als Theaterillusion zu sehen, die dereinst Wendel u. Co. gewesen war: Schlusstableau in einem Zehnjahretraum. Bloß einen Augenblick hineinstpähen — einen letzten Atemvoll nehmen zum Abschied . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Der Schnellläufer.

Von Oskar Baum.

„In 30 Minuten zwanzigmal um den Ringplatz!“ stand auf einem großen knallroten Plakat in Riesenschrift unter einem Bild, das einen sehr leicht betleideten Mann in rasendem Lauf darstellte mit gelächten Wangen, ein wenig vorgebeugtem Oberkörper und in Hüften gestemmen Händen. Rückwärts gab es ein paar dunkel geratene Zuschauer, deren hingerissene Begeisterung man aus ihrem offenen Mund und den heftig gestikulierenden Händen erraten mußte. Man sah den Zettel an, daß sie schon oft Dienst getan hatten. Sie waren an verschiedenen Stellen angerissen und voll schlecht wegradierter Schmählieder. Der gedruckte Text paßte wohl überall, denn in welcher kleiner Stadt gab es keinen Ringplatz?

Und das Plakat tat seine Wirkung. Als der Schnellläufer zur angesagten Stunde den Platz vor dem Rathaus betrat, drängte sich dort schon eine dichte Menge, und er wußte aus Erfahrung, daß sich das Publikum während des Laufes oft verdoppelte. Zwei Wachleute nahmen an den wichtigsten Ecken Aufstellung, um Taschendiebstähle und andern Unfug zu beobachten, der bei größeren Menschenansammlungen nicht ausblieb.

Der Schnellläufer trat in den freien Raum, den die Menge kreisförmig abgegrenzt hatte. Er war ein langer schlanker Mensch, blaß, schwarz, haarig, abgebrannt; vielleicht ein Südländer. Sein Leib saß in einem fleischfarbenen, anliegenden Trikot, das reich mit Silberstücken besetzt war und an den Füßen trug er dünne Sandalen. Um den Hals und am Gürtel hatte er viele kleine Schellen, deren Klingeln man weithin hörte. In der Rechten hielt er eine Peitsche, in der Linken ein Taschentuch und an der Seite hing ein kurzer schmucker Dolch, dessen Griff mit großen böhmischen Steinen besetzt war.

Zuerst schritt er vom Rathaus aus gravitatisch um den ganzen Ringplatz, die Hand mit dem Taschentuch nach Ritterart auf den Griff des Dolches gestützt. Als er dann zu laufen begann, wundern sich viele darüber, wie langsam es ausfiel. Die Hände kräftig in die Seiten gestemmt, den Oberkörper ein wenig vorgebeugt, warf er seine langen Beine in gleichmäßigen Entfernungen aus. Erst bei der dritten oder vierten Runde begann er plötzlich ein schnelles Tempo. Der Trikot schlug ein. Ein brausender Beifall ging durch die Menge: „Bravo! Bravo!“ Jetzt begann das Mädchen, das mit dem Schnellläufer gekommen war, einzufacheln. Sie trug einen großen Steinqueller, sagte kein Wort und ging von einem zum andern. Sie hatte eine großes Gesicht mit vielen Sommerprossen, einer aufgestülpten Nase, großen dunkeln Augen und breiten aufgesprungenen Lippen.

„Bist Du seine Schwester?“ fragte ein dicker Herr, dessen Kleidung von der Umgebung abstand, die meist aus Marktweibern, Handwerksgefelln und Kindern bestand. „Ja,“ sagte sie und zog den Mund in die Breite, um ihr Verständnis für den Witz zu beweisen. Da ging eine Bewegung durch die Leute: „Ahl! Schaut her, der kann!“

Jemand hatte dem Schnellläufer ein zusammengeknülltes Papier entgegengeworfen und er hatte es mit seinem kleinen Dolch aufgefangen.

„So soll er sich auf die Plakate malen lassen!“ rief ein Weib voll Begeisterung dem Mädchen zu, das gerade an ihr vorbeiging, aber sie warf nur einen Kreuzer auf den Teller. Das Mädchen sah sie traurig an; sie mußte damit zufrieden sein. Viele liefen davon, wenn sie sich näherte und kehrten wieder auf ihre Plätze zurück, wenn sie weitergegangen war. Doch warfen auch gute Leute aus den Fenstern in Papier gewickelte Münzen; das war meist Mädel.

„Gib acht, daß er Dir nicht davonläuft, wenn er so gut laufen kann!“ meinte ein Schusterjunge und warf einen Knopf in den Ausschnitt ihres Kleides, so daß sie zusammenzuckte und tief hineingriff, weil sie es für ein Geldstück hielt.

„Die neunte Kunde, aber sind auch schon achtzehn Minuten!“ rief ein Kassegehilfe, der in der ersten Reihe stand. Das Mädchen mit dem Teller warf ihm einen giftigen Blick zu und sah ängstlich hin, ob der Schnellläufer es gehört hatte. „Das ist uns noch nie passiert,“ erregte sie sich mit einer grellen ausgeschrienem Stimme, „daß uns jemand nachgerechnet hat.“

„Ja, das ist eben das Malheur,“ lächelte der Kasse pfiffig. „Sie haben auch sicher falsch gezählt; übrigens macht er die letzten Kunden am schnellsten.“

Der Käufer war schon sehr müde. Trotz der Abendstunde brannte die Sonne noch ziemlich kräftig. Nun erhob sich auch noch ein kleiner Wind und führte Staub mit sich. Krampfhaft hielt er den Mund geschlossen und die Nasenflügel zitterten. Immer häufiger wischte er sich mit dem Taschentuch über Gesicht und Hals. Sein Trikot war schon von Schweiß durchnäßt, das kühlte am Körper, wenn die Luft vorbeistrich.

„Die zwölfte Kunde! Es sind aber schon 23 Minuten!“ rief der Kassegehilfe in der ersten Reihe. Der Schnellläufer hörte es. Er war gestern im Nachbarort nach einem Regen gelaufen; der kalte Boden hatte ihm jeden Schritt erschwert und er hatte die ganze Nacht vor Uebermüdung nicht schlafen können. Dreimal mußte er sich heute den Leib mit Branntwein einreiben, aber es half nichts; er fühlte es. Mehr als fünfzehn Kunden würde er nicht zuwege bringen. Das Haar klebte ihm an der Stirne. Die Augen hatte er schon voll Staub und die Kehle brannte. Der Schleim auf der Zunge war eingetrocknet. „Ja, daran liegt ihm wenig!“ ärgerte sich ein Weib neben dem Kasse, „er wird sich nicht sehr anstrengen! Er läuft wahrscheinlich nur so lange, bis das Weibsbild überall einsammeln war.“

„Für so einen Tagelöhner eigentlich ein sehr leichter Verdienst,“ meinte ein langer Kerl, der von weitem nach Petroleum roch, „er kriegt da vielleicht mehr zusammen, als unsereins in der halben Woche verdient, und da muß man den ganzen Tag im Staub sitzen und schuften.“

Der Schnellläufer schnitt schon die Ecken des Kreises, um den er lief, immer mehr ab. Der Kassegehilfe merkte es bald und rief ihm einen Verweis zu, als er vorbeikam. Der Käufer zog den Dolch und tat, als wollte er auf den Schreier eindringen. Entsetzt wich der Mann zurück, trat seinem Hintermann auf die Füße und ein kleines Getümmel entstand. Der Käufer lief aber ruhig weiter. Ein vielstimmiges Gelächter belohnte den Scherz; einige applaudierten, der Kasse fluchte. Aber der Käufer hatte sich durch die Seitenbewegung aus dem gewohnten Schritt gebracht. Mit äußerster Gewalt nun beherrschte er ein steifes Gefühl in den Beinen, das sonst höchstens nach den Vorstellungen zu kommen pflegte. Die Arme lösten sich vom Körper und kamen in Schwingungen. Die Luft begann ihm auszugehen, er schnaufte. Der Mund öffnete sich erst schmal und nur auf Augenblicke, aber dann schlang er, alle Vorwärts vergessend, die vollen Flügel in die Lunge. Wie ein kühler Trunk strich die frische Luft erquickend den vertrockneten Gaumen entlang und er kam außer Atem. Noch ein paar Schritte und Seitenstechen mußte sich einstellen. O, wenn er jetzt aufhören könnte! Es qualmte und wirbelte vor seinen Augen. Das Klopfen in den Schläfen beherrschte bald seinen ganzen Körper. Bis zu den Beinen hinunter empfand er nichts als dies wogende Drängen, Klopfen, Stochen im Blut. Es war erst die vierzehnte Kunde und achtzehn würde er doch wenigstens zustande bringen müssen. Nicht wegen der Zahl; die Leute konnten sich verzählt haben, aber die Zeit mußte eingehalten werden. Dreißig Minuten sollten zu Ende gelaufen sein, sonst mußte er sich gleich aus dem Staube machen und hätte im Ort und in der ganzen Gegend viel zu leiden. Er kannte das; es war ihm schon öfters passiert. Aber das dachte er nicht klar; dazu schwindelte ihm zu sehr und das Brummen im Gehirn nahm immer mehr zu. Er hatte nur dumpf die unbesorgte Empfindung: Vorwärts! Er schielte auf die Uhr der Kirche, die in der Mitte des Ringplatzes stand, aber es kam ihm nicht zu Bewußtsein, wieviel sie zeigte. An den Schweiß seines Gesichtes webte sich allmählich dunkler Staub. Jeder Atemzug schmerzte ihm in den Hüften.

„Aber es sind ja schon 28 Minuten!“ schrie der Kassegehilfe und schüttelte sich vor Lachen, „jetzt erst kommt er in die 17. Kunde.“ Das Mädchen mit dem Teller hörte ihn nicht, sie hatte gerade einen Kratwall mit einem Manne, der in den Teller gestochen hatte und nun nicht einmal beim Aufklauben der umherrollenden Münzen half. Der Käufer lief jetzt mit weitvorgebeugtem Oberkörper, sein Mund schnappte auf und zu. Das Weib in den Augen wurde rot, die Pupillen quollen hervor. Da fuhr ihm ein Stich durch den Kopf. Das Brausen und Klatschen vor seinen Ohren verschwand. Es war ihm, als rolle der Boden unter seinen Füßen wie ein Rah, als stieße ihn von rückwärts eine Sturmwinde in die Höhe, haltlos und leicht wie eine Fliege wurde er durch einen ungewissen Raum geschleift.

„Aber das muß ja schon mehr als zwanzigmal sein!“ rief ein Soldat, der den Arm um sein Mädchen, im dichtesten Gedränge am Rand des Bürgersteiges fand. „Ja, ja,“ stimmte das Mädchen zu, „und der arme Kerl kann ja nicht mehr weiter.“ „Wieso? Er läuft ja, daß einem schwindelt!“ meinte ein Herr anerkennend. Das Mädchen mit dem Teller drängte sich durch die Menge und rief: „Genug, genug, aufhören!“ Sie eilte in den freien Raum auf den Käufer zu. Der dicke Menschenmäkel löste sich; die Leute drängten ihr nach. Die Wachleute begannen die Fahrstraße zu säubern, weil ein Wagen über den Platz wollte und nicht von der Stelle kam. Der Käufer lief immer schneller, als er sah, daß die Leute sich an ihn herandrängten. Angstvoll stierte er um sich. Plötzlich sah er alle Wege verstellt. Er schrie auf und stürzte mit hochgehobenem Dolch auf den Nächsten. Ein Getöse und ein Gebrüll von Hunderten erhob sich. Zwei Frauen und einen Mann verwundete er. In wilder Panik stürzten alle durcheinander. Mit Mühe bahnten sich die Wachleute einen Weg. Auf dem Wege lag das Mädchen mit dem Teller blutüberströmt neben dem Käufer. Man glaubte, er habe auch sie erstochen, aber sein Stilet war an ihrem Wieder abgeprallt. Das Blut kam aus seinem Mund und seiner Nase und er hatte sie nur im Fallen mit sich zu Boden gerissen.

## Kleines feuilleton.

### Weihnachtsmarkt.

Märchen, Sagen, Kindheitsgeschichten. Verantwortungsvoll ist die Aufgabe, dem heranwachsenden Kinde den wichtigen Weg von Fabel und erstem Leichbuch mit ihrem bunten Inhalt kurzer Verse und Geschichten zum inhaltlich geschlossenen eigentlichen Buche zu erleichtern. Viel erzieherischer Idealismus hat auf diesem Felde im letzten Jahrzehnt geachtet und gefast, und immer noch wird neues Korn ausgeworfen. Die roten Quellen hefte Wolgasts sind dieser besonderen Aufgabe entsprungen, und manches in den Hefereihen, die zum Kampf gegen die Schundliteratur gegründet wurden, hilft hier mit. Die Schatzgräberhefte des Dürerbundes, Schaffsteins grüne und blaue Bändchen, Konegens Kinderbücher, die Hefte der Deutschen Jugendbücherei müssen immer wieder befragt werden, wenn man nach einem ganz billigen Buche zusammenhängenden Inhalts für die über die ersten Schullesebücher hinausgelangten Kinder sucht. Ihr Zuwachs enthält auch im neuen Jahre Verwendbares. Der Art Wolgasts, zu einander passende Märchen buchmäßig zusammenzutun, fügte der Dresdener Lehrerverein mit dem aus Grimms Schätzen gehaltenen Bändchen „Riesen und Zwerge“, das gut gegliedert heißen darf. Die derbe Schrift und die in Strich und Farbe kräftig gegebenen Bilder von Enderlein schließen sich dem abenteuerlichen Inhalt vortrefflich an. Der Schreiberische Verlag in Ehlingen hat den Preis mit 80 Pf. in mäßigen Grenzen gehalten.

Dem ersten Lesekalter sollte nichts anderes als diese sparsam spendenden Hefte gereicht werden. Lesen ist oft laure Arbeit für dieses Alter und allzuviel Druckchrift auf einmal bedeutet da selten ein frohes Fest. Es kommt darauf an, das Kind nicht abzuschrecken, sondern durch weises Maß und klug anreizendes Vermitteln zu gewinnen. Ist dies Ziel erreicht, so kündigt sich's oft durch den eigenen Lesetrieb an, und dann ist die Stunde des großen Märchen- und Sagenbuches gekommen. An guten Ausgaben ist da kein Mangel. Auch hier ist Neues genug gerathen. Die Sammlung „Deutsche Märchen“, die Fritz Philipp Schmidt bei Theodor Weicher in Leipzig erdienen ließ (3,50 M.), gehört zum Guten. In Schmidt ist altererbtes Malerblut lebendig. Der Avenarius' Hansbuch der April kennt, weiß, wieviel dieses Künstlers Zeichenstift zu geben fähig ist. Er gibt aus liebevollem Einfinnen in das Gebichtete, Erzählte. Die Phantasie des Lesenden hat an ihm einen guten Führer in die Welt des Bewegten, Geheimnisreichen. Sie gewinnt, kommt tiefer hinein, ob er nun zeichnerisch oder in herzerfrischenden klingenden Farben spricht. Sein Märchenbuch hat es schon bis zur vierten Auflage gebracht, und wieder ist der Bildinhalt vermehrt worden.

Neben die zeichnerischen Vertiefer alten Märchengutes treten dichterische Kräfte, die Neues vom Alten süßen möchten. Viele Frauen mühen sich hier. Das fällt auf, und es wirkt natürlich auf Ton und Farbe des Neuen ein. Manderlei, ob es schon Anerkennung verdient, scheint doch mehr für Mädchen als für Duden ein geeigneter Lesestoff, so sehr spürt es mit stillen und tieblichen Fäden. Aber man muß beachten, daß in dem Lesekalter,

dem diese Bilder gewidmet sind, nicht bloß ein Buch ein Jahr lang eine Rolle spielt, sondern so vieles nebeneinander aufgenommen wird. Da kommt es nun darauf an, daß der Erzähler aller Einseitigkeit entgegenwirkt und für die rechte Mischung von Strengem und Partem, Starkem und Milde wacht. Das gilt für Knaben wie für Mädchen. Unsere alten deutschen Märchen haben schon eine gute Mischung dieser Elemente, aber neben sie gehört schließlich das phantastisch-sattfarbige Element der Märchen von Lausend und einer Nacht (wovon Paul Moritz eine Auslese für die Jugend bearbeitet hat, die im Stuttgarter Verlage von R. Thiemann erschienen (3 M.) schon in zehnter Auflage vorliegt). Die Begeisterung der Kinder für diese orientalischen Märchen hängt mit einem natürlichen Bedürfnis, Schauen und Empfinden frei zu erweitern, zusammen.

Wer nun im Kinde die von Anfang an vorhandene Liebe zu den Dingen der Natur auch im fortschreitenden Alter weiterpflegen, inniger machen und höher führen will, dem geht von den neuen Märchendichtern Sophie Reinheimer mit guter Hilfe zur Hand. Das Buch „Funke Blumen“ (Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg, 3 M.), von E. A. Brendel mit materisch schön gezeichneten und feinnig gezeichneten Bildern durchschmückt, hat die Art und volle Höhe der früheren Gaben dieser ausgezeichneten Dichterin, die sich so gut auf plaudernd führende Beleben alles Blühenden in menschlicher Art versteht. Sie ist recht eigentlich ein Stück Andersen der Gegenwart. Aus derberem Holze ist das Buch nordischer Märchen geschnitten, das unter dem Titel „Die Schwarzelken“ (so heißt das einleitende Stück) im Münchener Verlag von E. G. (2,50 M.) erscheint: Märchen von Anna Wahlenberg, Zacharias Topelius und Albrecht Segerstedt. Feste Gedrungtheit begebenheitlicher Darstellung, ungezwungen nahegeführte Gleichnisse gesunder Lebenslehre sind das Weizen dieses zwischen Märchen und Schurre hingebauten Buches. Johanna Beckmann, die Scherenschnitzerin, wendet sich mit ihrem Buch „Waldsagen“ (Alex. Glaue Verlag, Charlottenburg, 6 M.) an die mehr erwachsene Jugend, die noch an den märchenförmigen Vorstellungen der Kindheit hängt und schon für ein Erwägen ernsthafter Lebensdinge reift. Es ist schwer zu bestimmen, welchem Alter dies Buch anzuraten sei. Aber die Physiognomie der Verfasserin tritt in Bild und Wort deutlich heraus. Sie ist eine idealistisch gerichtete Frauennatur, die von humanitären Zielen erfüllt ist und nun die läuternde Stimmung dieser Ziele dichtend und mit der Schere zeichnend erweist. Sie möchte dem Leben der Welt nahe sein, aber in märchenförmigem Verinnerlichen trennt dieses Leben sich wieder so sehr von ihr, daß sie zur vereinsamten Wanderin wird, die bei den stillerischen Wundern des Waldes die Welt nur noch in unformen Räumen lennt. Den verästelnden Zweigen, fliehenden Ranken, rätselhaft verstrickten Baumwurzeln, die Johanna Beckmann aus Schwarzpapier sämdelet, spürt man die seelische Bewegung dieser Frau ab.

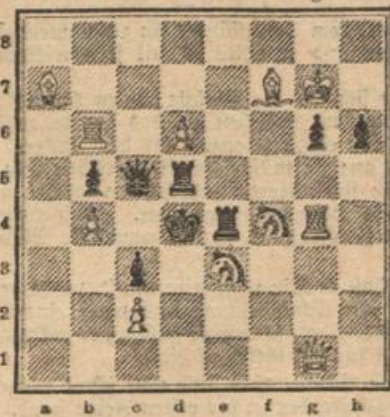
Vom Märchen geht der Weg zur Wirklichkeit, und nun wird die Kindheitsgeschichte für die werdende Jugend bedeutungsvoll. Endlich hat Wilhelm Schwarrelmann aus der Fülle seines Erzählens ein längst erwartetes Buch zusammengestellt. In Friedrich Dürcks „Lebensbüchern der Jugend“, die bei Georg Westermann in Braunschweig erscheinen (jeder Band 2,50 M.), kann man es unter dem Titel „Großmutter's Haus“ begrüßen. Unseren Lesern ist Schwarrelmanns Art aus vielen Beiträgen bekannt. Sie halten sich in schlichter Art ans Gegenwärtige, sind uns räumlich und zeitlich nah, berichten wahr und sinnvoll und sind vor allem Gesächten, die das Stadtleben als eigenen Lebenskreis empfinden.

Die Arbeiterjugend sucht für ihre geselligen Abende nach erzählendem Unterhaltungsmittel: hier fällt ihr vieles zu, was sie wieder und wieder gerne anhören wird. Denn eine norwegische Geschichte „Aus Klein-Karis Kindertagen“ (bei E. G., München, 2,50 M.), die auch besonders bei proletarischen Kindern gutes Verständnis finden wird. Sie erzählt von einer Familie, die der harte Kampf ums Dasein in einem Weltstich festzwingt, wo sie zwar ihr Brot, aber gleichwohl nicht ihr volles, lebenssicherndes Glück findet. Klein-Karis Mutter geht fast an der Einsamkeit zugrunde; das Mädchen freilich findet da draußen in ländlichem Heim und in Wäldern und Bergen ein hundertfältiges Erleben. Ihre Geschichte — Ella nennt sich die Verfasserin — klug an die Erzählungen der Hjem-Selmer und Hans Knuds an.

Endlich zwei Büchlein, die dort wurzeln wollen, wo die Arbeiterjugend schon die Schullandschaft hinter sich gelassen hat. Im Verlage der Wiener Volksbuchhandlung gab Emma Freundlich das Büchlein heraus: „Seht, wie die Zukunft euch grüßt!“ Es ist ein Führer ins Leben, an dem eine Reihe Dichter und Schriftsteller, befeht vom vollen Ernst der Aufgabe, mitgewirkt haben. Das Buch — es kostet 1 M. — wird den Arbeiterkindern, die auf der Grenze von Schule und Leben stehen, sicherlich nahe kommen. Die weiteren Jahre unserer Jugendgenossenschaft laßt Jürgen Brand in dem bei Diez erschienenen Bande „Das heilige Feuer“ (1 M.), der eine Auslese des Vortrages gibt, das Brand — der gemäßigteste Bremer Lehrer Emil Sonnemann birgt sich hinter diesem Namen — im Verlaufe der letzten Jahre an Erzählungen, Aufsätzen, Gedichten für die Arbeiterjugend geschrieben hat. Das Glücken einer Menschennatur, die sich dem Amte eines Lehrers der heranwachsenden Generation aus innerstem Drange hingibt, lebt herzerwärmend in diesem Buche. Wir wünschen ihm einen guten Weg weit hin.

# Schach.

Unter Leitung von S. Alavin.  
Unser Turnier: Rotto „Execution of Charles“.



2+ (9-LXX)

Schachliteratur. Herr F. Gutmayer hat schon wieder ein Schach-Lehrbuch verfaßt (das dritte in diesem Jahre) und zwar unter dem Titel: „Die Geheimnisse der Kombinationspraxis“. Im ankündigenden Prospekt nennt er sein Buch eine „Kraftbombe, die die Tollhäusler der modernen, sublimen Technik zerschmettern soll“. Wie man sieht, höchst sensationell! ... Noch sind die Wirkungen seines vorletzten Buches nicht verklungen, denn noch vorige Woche gibt Dr. Larrach eine ausführliche, sehr witzige und geistreiche Kritik des Buches „Die Schachpartie“ im „Berliner Lokal-Anzeiger“ (mit versprochener Fortsetzung). Seine Rezension ist mit Recht in allen Richtungen äußerst abfällig. Wir selbst hatten am 30. August d. J. eine zwar keineswegs allzu scharf unglückliche Rezension gegeben, hatten aber dabei das Angioid, eine völlige Abwesenheit jedweden analytischen Materials im Buche zu behaupten. In einem Berichtigungsschreiben hierzu wies Herr Gutmayer darauf hin, daß auf den Seiten 133 bis 140 seines Buches wenigstens eine Nomenclaturliste der Eröffnungen vorhanden ist; deshalb fühlte er sich zu folgender Phrase berechtigt: „wozu denn lügen?“ ... Indem wir hiermit unser Versehen richtig stellen und nach den erwähnten Feststellungen von Dr. Larrach, glauben wir, daß wir wirklich nicht nötig hatten zu lügen, weil eben die Wahrheit vollumfänglich genügt! ... Um sich jedoch an den bösen Kritiker seiner Werke zu rächen, erklärt Gutmayer im erwähnten, dritten und neuen Buche, der Grundgedanke des Werkes sei der, zu beweisen, daß „die ganze moderne Richtung des Meisterspiels“ (Herr Gutmayer ist kein Meister) „Atavismus und Deladenprodukt ist“. Also kurz gefaßt: Zerschmetterung der Lügner, Atavisten, Deladenten und „Tollhäusler“! ... Wir denken, auch das genügt.

## Italienisch.

Korrespondenzpartie 1913.

- Dr. G. Fluß. A. Niomzowitsch.  
 1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sbs-c6; 3. Ld1-c4, Lf8-c5;  
 4. Sbl-c3, Sg8-f6  
 5. d2-d3, d7-d6  
 6. Le1-g5  
 Solche Fesslungen sind meistens nur nach der Nothabe des Gegners wirksam, weil dann die Entfesselung mittels h7-h6 und g7-g6 zur Lockerung der gegnerischen Nothabestellung führt. Hier war Se2 oder Le3 richtiger.  
 6. .... h7-h6  
 7. Lg5-h4  
 L:8 nebst Sd5 laßt in Betracht. Oder immer noch Lg5-e3.  
 7. .... g7-g5  
 8. Lh4-g3, Lc8-g4  
 Schwarz kann es eher spielen, weil h2-h3 nebst g2-g4 nimmere verhindert ist.  
 9. h2-h3, Lg4-h5  
 10. h3-h4  
 Wir hätten Lh5 vorgezogen.  
 10. .... g5-g4  
 Zum Vorteil reichte schon 10. ... Sd4; 11. Kxg5, SxS4 nebst h×g5 aus.  
 11. Sd3-d2, a7-a6  
 12. Se3-d5

- Das Manöver Sd2-f1-e3-f5 war zu erwägen.  
 12. .... Sf6×d5  
 13. Le4×d5, Se6-e7!  
 Ein weit berechnetes Bauernopfer.  
 14. Ld5×b7, Ta8-a7  
 15. Lb7-d5, f7-f5!  
 16. f2-f4  
 Auf 16. Le6, f4; 17. Lh2 folgt nach Niomzowitsch nicht L×f2; Kf1, Le3; Se4 u. (sondern 17. ... Sg6; 18. g3, f3 ufo.  
 16. .... g4×f3  
 17. g2×f3, Se7×d5  
 18. e4×d5, Th8-g8  
 19. Sd2-d1  
 Oder 19. Lf2, LxL4; 20. KxL6, c6; 21. d×c6, Db6; 22. Kd1, Tag7 (Niomzowitsch).  
 19. .... Dd8-b8!  
 20. d3-d4  
 Auf 20. b3 folgt 20. .... Db4; 21. Ke2, e4, Oder 20. Tb1, Tb7; 21. b3, Lb4; 22. Kf2, Da7; 23. d4, Le3 u. (Niomzowitsch).  
 20. .... Le5×d4  
 21. e2-c3, Db8×b2!  
 Ein elegantes Opfer.  
 22. c3×d4, Db2-c3?  
 23. Ke1-f2, Ta7-b7  
 24. Ta1-c1, Tb7-b2f  
 25. Kf2-g1, Tg8×g3f  
 26. Sf1×g3, De3-e3f  
 27. Kf1-f1, De3-f2f

Briefkasten. Dem Korrespondenten der über Rotto „Renard“ uns schrieb. Sie hatten doch recht, daß dieses Turnierproblem wegen der Lebenslösung Te4 disqualifiziert wird. (Wir nahmen die weiche Dame auf bl an.)